



Sex mit Außerirdischen war auch schon mal besser: Tessa Thompson und Chris Hemsworth

Foto 2019 Sony Pictures Entertainment

Entwitzt: „Men in Black – International“ im Kino

Wie sieht der (oder das) Alien aus? Allein aus dieser Frage bezieht mancher Film seine ganze Spannung, bis zum Schluss die Antwort hinauszögert. Die Komödie und Genrepersiflage „Men in Black“, die 1997 ins Kino kam, hatte dafür gar keine Zeit, war es doch gerade ihre Pointe, in jeder zweiten Szene mit ulkigen, niedlichen oder schlapperigen Aliens aufzuwarten, wo man sie nicht vermutet, und sich Späße damit zu erlauben, bekannte Persönlichkeiten als Aliens zu entlarven („Elvis is not dead, he just went home!“). Das war auch im zweiten Teil noch ganz witzig, der dritte setzte, wohl aus Angst vor Abnutzung, auf eine komplizierte Zeitreisegeschichte und Paralleluniversen. Alle drei Teile lebten von dem Duo aus Tommy Lee Jones und Will Smith als titelgebenden Spezialagenten in schwarzen Anzügen, wenn auch mit unterschiedlichen Kollegen. Für Jones und Smith, ihre Talente und ihr Idiom waren die Rollen maßgeschneidert.

Der vierte Teil, „Men in Black: International“, hat die beiden nun durch einen Pappkameraden und eine Streberin ersetzt. Chris Hemsworth pavaniert wie in einem seiner Superheldenfilme; Tessa Thompson gibt sich redlich Mühe, neunmalklug und trotzdem sympathisch zu sein, allein, es fehlt an witzigem Dialog. Emma Thompson und Liam Neeson als weise ältere Agenten bleiben so blass und randständig, dass man auf sie auch ganz hätte verzichten können. Selbstreflexive Scherze über die Einführung der Frauenquote bei den „Men in Black“ bleiben ebenso flach wie die Handlung, die zielloos um die Welt eiert. In London wird Hemsworth von einer Tentakel-Frau vom Planeten Studio FX vernascht, warum auch immer; bei einer Verfolgungsjagd in Marrakesch legen die Space Cowboys die halbe Stadt in Schutt und Asche, die hier nur als exotische Kulisse dient; das finale Wettgillen mit Strahlenkanonen auf dem Eiffelturm wirkt tausendmal gesehen und das Antlitz des schleimigen Endgegner-

Aliens alles andere als überraschend. Solange die auf einer Comicserie von Lowell Cunningham beruhenden „Men in Black“-Filme in Amerika spielten, waren sie dessen ins Schwarze treffende Parodie. Dieser Teil nun ist eine wohl unfreiwillige Parodie westlicher Blockbusterfilme. Dass die Mission der Spezialagenten („Die Erde vor dem schlimmsten Abschaum des Universums beschützen“) metaphorisch schon immer äußerst heikel war, nicht erst seit dem neuen Mauerbau, schienen die früheren Filme kritisch zu reflektieren – etwa in der großartigen „Aliens auf dem Postamt“-Szene, die witzig und ernst zugleich den Satz „Alle Menschen sind Ausländer“ ins Bild übersetzte. Hier nun scheint dieses Bewusstsein verloren, stattdessen erinnert das militärische Animationsgedöns, mit dem man dem „Abschaum“ zu Leibe rückt, auf befremdliche Weise an die Debatte über das womöglich faschistische Credo des Films „Starship Troopers“ (1997) mit seinem Schlachtruf „Kill the bugs!“ (viel

Die Madonna im Rotorblatt

Arbeiten auf Papier“, das klingt nach einer Ausstellung, die leider keine Malerei zu bieten hat und damit hinter dem zurückbleiben muss, was man von richtiger Kunst eigentlich erwartet – jedenfalls nicht bloß Skizzen für Connaissure und Liebhaber. Das ist natürlich ein Klischee, aber genau das kehrte die Malerin Nancy Spero in den frühen sechziger Jahren kurzerhand um, als sie, in einer Mischung aus Desillusionierung und Kampfgeist, von Öl auf Leinwand zu Gouache, Aquarell und eben Papier übergang. Die energische, vom Ausstellungsbetrieb so gar nicht berücksichtigte Künstlerin sagte sich von den herrschenden Konventionen der Königsgattung los, die, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, sowieso den Männern vorbehalten war.

Kunst von Frauen wurde einfach „niedriger eingeschätzt“, finanziell schon gar, erinnerte sich Spero kurz vor ihrem Tod im Jahr 2008 an ihren damaligen Entschluss, nur mehr auf Papier, und zwar fürs Erste ausdrücklich auf billigem Papier zu malen: „leicht und fragil“, „zart und vergänglich, ohne auf der Leinwand große und gewichtige Erklärungen abzugeben“. Sollten sich doch die männlichen Kollegen „auf ihren riesigen Leinwänden austoben“. Und doch bietet Nancy Speros Werkschau jetzt im Museum Folkwang in Essen mit fünfundsechzig Arbeiten und Werkzyklen auf Papier alles, was Bilder brauchen, um ihre Besucher mit einem leidenschaftlichen, radikal zeitgenössischen Werk in den Bann zu ziehen.

Es ist ein Œuvre voller Erfindungen, stringent und überzeugend in seinen thematischen Entwicklungen, gesättigt von einem Krisenbewusstsein, das die Künstlerin in eine packende, malerische Bildsprache übersetzt, und es ist aktuell bis heute. Ein großes Blatt aus dem Jahr 1966 trägt den Titel „Männliche Bombe“, es entstammt Speros „War Series“, mit der die Künstlerin den Vietnamkrieg und seine Untaten über Jahre hinweg wieder und wieder ikonisch ins Bild setzt. Dargestellt ist in diesem Fall eine Blutorgie, wie sie den Wiener Aktionisten gefallen hätte: Unter einem Pinselschwung verschmierter roter Farbe erhebt sich ein Phallus mit Kopf, der Blut spuckt. Ein Reigen weiterer kleiner Köpfe an langen Schwanenhälsen umkränzt die markant konturierte Erektion, aus aufgerissenen Mäulern stechen rote Zungen hervor. Krieg, zu Papier gebracht als Allianz von Potenz, Gewalt, Todestrieb.

In all diesen Blättern aus den sechziger Jahren kreisen Hubschrauber. Aus ihnen werden Figuren in die Tiefe geworfen, an den Flügeln von Flugzeugen klammern sich hilflose Gestalten. In einem orgiastischen Totentanz herrscht der Lynchmord. Der Helikopter spielt die Hauptrolle in Speros Kriegszyklus, in ihren Augen das allgegenwärtige Sinnbild des Vietnamkriegs, der via Fernsehen in die amerikanische Wohnstube übermittelt wurde und in allen erdenklichen Exzessen um sich greifen konnte: „Es war entsetzlich. Ob bei der Rettung der eigenen Leute oder bei Greuelthaten an anderen, immer war der Helikopter da.“

Prägend für das Œuvre der 1926 in Cleveland, Ohio, geborenen Künstlerin ist der feministische Impetus, dem sie bereits in ihrem Zyklus über die Desaster des Krieges Gestalt gibt. Ihr Aufruhr gegen die Brutalität zielt weit über den Anlass des Vietnamkriegs hinaus, weshalb

Und Farben der Hubschrauberballette: Das Essener Folkwang-Museum zeigt die scheinbare Austeritätsform „Papierarbeit“ bei Nancy Spero als Befreiungsschlag der Kunst.

Spero schon hier archaische, antike Formeln zitiert, aber auch christologische Embleme heranzieht wie die stillende Madonna, die in einer Papierarbeit auf dem Rotorblatt eines Helikopters thront und von der Vokabel „Peace“ umflort wird.

Es gab viele Gründe, warum sich in den sechziger Jahren niemand für Speros Bilder interessierte. Die schlichsten: Sie war eine Frau und hatte als Künstlerin keinen Zugang zur New Yorker Kunstwelt. Zudem erkannte sie im menschlichen Körper und dessen existentieller Darstellung das Movens, überhaupt Kunst zu machen, womit sie sich, wie auch ihr Ehemann Leon Golub, in den Gründerjahren von Konzeptkunst und Minimal Art komplett ins Abseits stellte, wie damals auch andere Künstler wie etwa Philip Guston feststellen mussten – dem die „New York Times“ seinerzeit ausgerechnet wegen seiner Wendung zur Figuration Weltferne vorhielt.

Von jeder Kunstöffentlichkeit ignoriert, entdeckt Spero 1969 Antonin Artauds „Theater der Grausamkeit“ und seine Zeichnungen aus den Vierzigern, die, 1947 in Paris ausgestellt, von Giacometti, Wols und Dubuffet als genial aufgenommen werden. Sie identifiziert sich mit dem Außenseiter, wählt ihn, den „tragischen“, „mit Nichtachtung gestraften Künstler“, als Leidensgenossen und widmet ihm einen „Codex Artaud“. Zitate des Schriftstellers und Regisseurs schreibt sie betont sperrig mit der linken Hand in ihre Werke ein, widersteht aber der Versu-

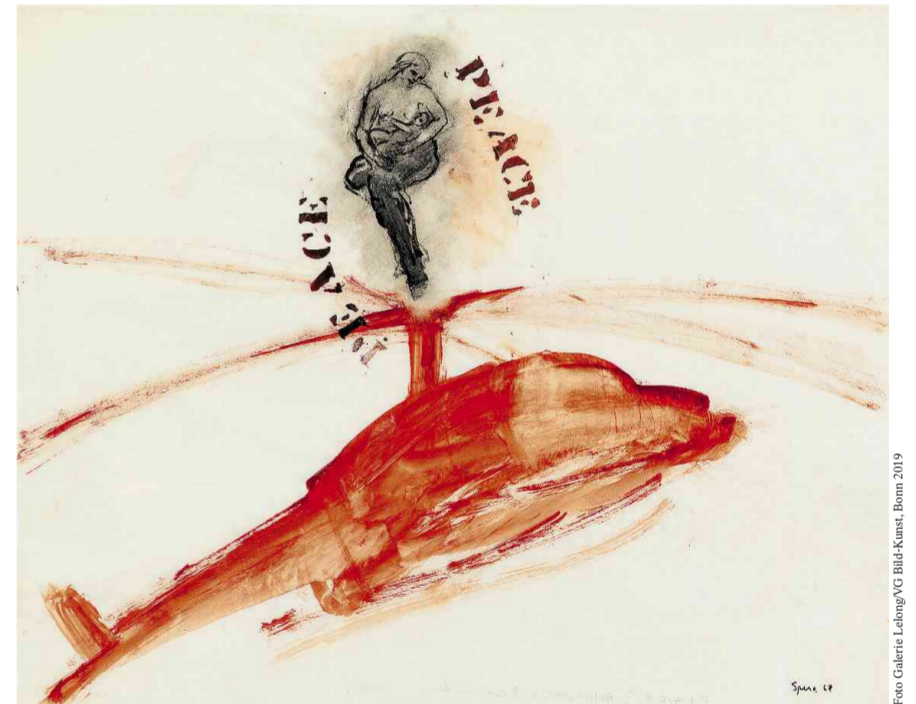
chung, mit dessen extremer zeichnerischer Intensität konkurrieren zu wollen.

Aus der Ignoranz gegenüber ihrem Werk zieht Spero zwei Konsequenzen: Sie gründet mit Mitstreiterinnen die Produzentinnengalerie A.I.R. (Artists in Residence), die erste Galerie von Frauen für Frauen in New York, um ihre Werke publik machen zu können. Zudem beschränkt sie sich in ihren Bildwelten fortan auf weibliches Personal. Maßgeblich verhandelt sie die Unterdrückung der Frau ebenso wie deren Selbstbestimmung und entwickelt ein Vokabular aus Hunderten von Druckvorlagen, für die sie sich bis zu vierhundert Stempel anfertigen lässt. So generiert sie eine Bildsprache der Wiederholung, die an den frühen Warhol denken lässt, anders als dieser aber in ethischer Hinsicht jederzeit Position bezieht. Serien mit großformatigen Friesen widmet Spero namenlosen Opfern in Folterkellern in Südafrika und Südamerika oder einer jungen Partisanin im Zweiten Weltkrieg, der russischen Jüdin Masha Bruskina, die 1941 von der Wehrmacht exekutiert wurde. Solche Werke lassen nicht unberührt.

Seit den Achtzigern setzt Spero Farbe in kraftvollen Kontrasten ein und entfacht einen Parforceritt durch Symbole von Lust, Fruchtbarkeit, Lebensfreude von der ägyptischen und griechischen Antike bis in die Gegenwart zeitgenössischer Männermagazine. Keltische Vulva-Göttinnen und Dildotänzerinnen aus der Vasenmalerei wie auch Go-go-Girls setzt sie per Handdruck und Collage in ihre Breitwandformate. Manches erinnert an das Werk von Mary Beth Edelson, das kürzlich in der Kunsthalle Münster wiederentdeckt wurde. Bald war Nancy Spero dann doch einiger Erfolg in der Kunstwelt beschieden, 1987 und 1997 wurde sie zur Documenta eingeladen und 2007 zur Biennale in Venedig, wo sie einen kriegerischen „Maibaum“ errichtet: „Keine Gefangenen machen“ lautet das raumgreifende, makabre Mobile mit geköpften Schädeln, mit dem die Künstlerin den Bogen zu ihrem einst unbeachteten Frühwerk schlägt – in dem Wissen, dass dem Thema Krieg zeitlose Aktualität beschieden ist.

GEORG IMDAHL

Nancy Spero. Im Museum Folkwang, Essen; bis zum 25. August. Der Katalog kostet 20 Euro.



Nancy Speros „P.E.A.C.E., Helicopter, Mother + Children“, 1968

Fixer Humus von dynamischen Nonnen

Die Fuldaer Benediktinerinnen als Wegbereiterinnen des biologischen Gartenbaus

Ordensschwester sind eine aussterbende Spezies, aber von vorgestern sind sie nicht. Es gibt sogar Öko-Pionierinnen unter ihnen. Wie die Benediktinerinnen von Fulda. Als sie am 25. Mai 1951 den ersten Komposthaufen in ihrer Abtei bauten und nach britischem Vorbild mit einer Kräuteresenz impften, ahnten sie, dass sie ihrer Zeit voraus waren. Als Schwester Laurentia, Anglistin und Vorkämpferin des biodynamischen Gartenbaus aus England, schon nach fünf Wochen duftenden Humus ertasten konnte, wussten sie sich auf dem richtigen Weg. „The sisters from the Fulda Abbey“ wurden 1953 Mitglieder der Soil Association in Suffolk, die noch heute mit dem Organic-Standard-Siegel das renommierteste Biosiegel Englands betreibt. Im Januar 1961 erschien die erste Ausgabe der Fuldaer Ratgeberzeitschrift „Winke für den Biogärtner“ – das älteste deutschsprachige Magazin über biologischen Gartenbau.

Heute waltet Schwester Christa über den Kompostplatz im 2000 Quadratmeter umfassenden Klostergarten. Mitte der achtziger Jahre hatte die Gartenbau-Ingenieurin das Erbe der legendären Schwester Laurentia angetreten, die fleißig in „Mother Earth“, Mitgliederzeitschrift der englischen Gesellschaft, stöberte und das anthroposophische Fachblatt „Lebendige Erde“ zwischen den Stundengebeten studierte. Schwester Christa ging der erfahrenen Gartenschwester Agatha zur Hand, die sechzig Jahre lang als Chefgärtnerin der Benediktinerinnen den Hortus conclusus mitten in Fulda bestellte.

Nach den Mondphasen wie jene gärtner sie nicht mehr: „Es gibt zu wenig handfeste Belege dafür, dass das hilft.“ Aber sie schwört auf Mischkulturen, Pflanzenjauchen und vertreibt den Kompost-Aktivator „Humofix“, mit dem die Schwestern berühmt wurden. Ein Kräuterpulver aus Löwenzahn, Brennnesseln, Baldrian, Schafgarbe, wilder Kamille und desinfizierter Eichenrinde soll, mit Honig und Milchzucker versetzt, den Kompost erhitzen und die Rotte beschleunigen. Sammeln, trocknen, mörsern, sieben, einrühren – und alles von Hand. Das klingt nach Hildegard von Bingen oder



GARTEN SCHULE

den verfeimten Kräuterfrauen des späten Mittelalters. Doch es verbirgt sich keine Magie dahinter oder sonstiger Hokusopus. Nicht einmal ein Vaterunser muss man über dem Kompost beten, obwohl das nie schaden kann. In Wasser aufgelöst, wird der Aktivator den organischen Abfällen zugesetzt. Allerdings sollte man dabei die Regeln beachten, die Schwester Christa in ihrem Heft über den Kompost als das „Gold im Biogarten“ publiziert hat. Denn die Abtei gibt auch eine Schriftenreihe über Obstbau, pflanzliche Spritzmittel, Kräuter und Mischkulturen heraus.

In vier Hochbeeten kultiviert Schwester Christa mediterrane Kräuter, Tee- und Duftkräuter, wilde Heilkräuter wie Spitzwegerich und Küchenkräuter. „Seit drei Jahren haben wir keine Schwalben-

schwanzraupe mehr am Fenchel“, bedauert sie. Die Schmetterlinge machen sich auch im Ehrenbeet für Walafrid Strabar. Der Abt der Reichenau-Benediktiner hatte im neunten Jahrhundert ein Lehrgedicht über die Pflanzen seines Klostergartens verfasst. Hier in Fulda, gleich nebenan bei dem berühmten Benediktinerabt Rhabanus Maurus hat er studiert. Die Schwestern würdigen ihn als Ahnherrn der benediktinischen Gartenkunst, die auch der Rekreation und Kontemplation dient. Seit jeher schworen die Mönche auf Selbstversorgung. Dazu gehörte stets ein Heilpflanzen- und ein Küchengarten. Moderne Mischkultur war ihnen noch fremd. Die verdankt sich den dynamischen Schwestern Laurentia und Agatha. Eine Muslima hat das zu würdigen gewusst: Die Journalistin Mely Kiyak hat ein Buch über die beiden verfasst.

Einmal um die Ecke der Abtei und man steht vor den Gemüsebeeten: langen Reihen von Möhren und Dill, Gurken und Basilikum, Tomaten und Petersilie, Roter Bete und Buschbohnen, Tagetes und jungem Lauch – Pflanzen, die sich wechselseitig fördern und bei Schädlingsbefall nicht alle auf einmal eingehen. Zwischen den Reihen liegt eine dünne Mulchschicht aus angetrocknetem Grasschnitt und hält den Boden feucht. Ordentlich sieht das nicht aus. Aber es ist wohldurchdacht. Der Rhabarber etwa wird nicht nur für das Gelee geerntet, das im Klosterladen verkauft wird, seine Blätter liefern auch die Grundlage für eine Jauche gegen Blattläuse.

Schwester Christa hat es plötzlich eilig: Die Gartenschulstunde ruft sie am Telefon. Es ist Montag, 13 Uhr. Auch am Mittwoch wird sie um diese Zeit verzweifelten Gärtner unter der Nummer 06 61-9 02 45 31 weiterhelfen – aber nur von Februar bis Oktober (www.abtei-fulda.de). CLAUDIA SCHÜLKE

rowohlt BERLIN

rowohlt.de/kaube

Warum lehrt die Schule alles – nur nicht denken?

«Eine bildungspolitische Abrechnung ... witzig, kompetent, empirie- und faktengeprägt.» Süddeutsche Zeitung

SPIEGEL Bestseller

JÜRGEN KAUBE
Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?

